

Erinnerungen 1945-49

(Zeitzeugenbericht eines Berliner Jungens)

Der Krieg war zu Ende. Aber die Leiden und Entbehrungen sollten für uns erst beginnen. Es bewahrheitete sich der Spruch, der zu Kriegszeiten noch die Runde machte: genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich! Das einzig Positive, dass die Bevölkerung empfand war, dass man einigermäßen durchschlafen konnte und nicht mehr nachts den Luftschutzbunker aufsuchen musste. Da saßen wir nun auf den Trümmern den der Krieg uns hinterlassen hatte. Wenn auch Politiker später das große Wort „Befreiung“ im Munde führten, in meiner näheren Umgebung und in unserem Bekanntenkreis hat das keiner so empfunden. Im Gegenteil, man machte Witze: wir sind von allem befreit worden, von unseren Uhren, von unserem Schmuck und von unseren Fahrrädern. Wir Jungs, ich war zu dieser Zeit 11 Jahre alt, betrachteten die Hinterlassenschaften des Krieges so etwa wie ein Abenteuerspielplatz.

Der „Mongolensturm“ mit allen seinen Schrecklichkeiten der letzten Kriegstage hatte sich beruhigt. Es zogen zwar manchmal noch Russen durch die Gegend die auch noch einiges „mitgehen ließen“, aber man konnte sich jetzt schon dagegen wehren. Aus- schlaggebend dafür war der sog. „Befehl Nr.1“ des russischen Stadtkommandanten Generaloberst Bersarin, vom April 45. Übergriffe und Plünderungen waren den sowjetischen Soldaten damit verboten und unter Strafe gestellt. Wir selbst, d.h. meine Mutter und ich, konnten uns von der Ernsthaftigkeit dieses Befehles überzeugen. Rotarmisten hatten uns aus unserer Wohnung geschmissen, um sie als Liebesnest mit russischen Frauen zu nutzen.

Diese Frauen waren russische Zwangsarbeiterinnen, die aus irgendwelchen Gründen nicht gleich nach Russland zurückgekehrt sind. Ergänzend muss ich sagen, dass sich dies und die folgenden Ereignisse auf der Lanke-Werft in Berlin-Spandau abgespielt haben, meine Mutter arbeitete dort und wir bewohnten dort eine Werkwohnung.

Man gab uns den Rat: wendet euch an den Russischen Kommandanten. Wir, d.h. meine Mutter und ich gingen also zur Russischen Kommandantur. Diese befand sich in der Wilhelmstraße, ungefähr dort wo sich später das Kriegsverbrecher-Gefängnis befand. Wir wurden auch zum Kommandanten vorgelassen und wir konnten unser Anliegen vorbringen. Hört sich jetzt so einfach an aber uns war nicht ganz wohl dabei. Es war Anfang Mai, der Krieg war offiziell noch nicht beendet, überall standen noch Panzer rum, Erdstellungen waren noch besetzt und sowjetische Soldaten waren in Gruppen unterwegs. Es war also ein gefährlicher Slalom den wir laufen mussten, ehe wir zum Kommandanten gelangten. Der Russische Offizier, der übrigens überraschend deutsch sprach, hörte uns an. Dann sagte er, er würde zwei Militärpolizisten dorthin beordern die würden die Sache bereinigen. Wir marschierten also mit den Soldaten los, Richtung Lanke-Werft.

Ein Weg von ca. einer halben Stunde. Also meine Mutter und ich vorne weg und die 2 russischen Soldaten hinter uns. Leute die wir unterwegs begegneten sahen uns mitleidig hinterher, jeder dachte wir werden abgeführt. Zu Haus angekommen, zeigten wir auf unsere Wohnung, die beiden Soldaten gingen rein und kamen mit 2 Frauen und einem Russen wieder raus. Die Gruppe setzte sich in Bewegung und sie marschierten wieder zurück. Das spielte sich alles wortlos ab, sie sprachen offenbar kein deutsch.

Wir hatten unsere Wohnung wieder. Die Wohnung war zwar furchtbar verdreckt, aber auf den ersten Blick war alles noch vorhanden. Für uns Jungs war natürlich viel interessanter was draußen passierte. Die Russen hatten mit ihrem Tross das Werftgelände wieder verlassen und hatten so allerlei hinterlassen. Da waren z. B. erbeutete deutsche Offiziersdegen, die hat man einfach in den Sand gesteckt und dort vergessen. Mit diesen Degen hatte es eine Bewandnis. Die Leute hatten vielfach Schmuck und andere Wertgegenstände, um sie vor Plünderungen zu bewahren, einfach in Kisten verpackt und im Garten vergraben.

Die Russen hatten das sehr schnell mitbekommen, sie stachen mit Degen, Säbel oder anderen spitzen Gegenständen, an Stellen die ihnen verdächtig vorkamen, einfach in den Sand. Manchmal fanden sie auch etwas und fingen an zu buddeln, manchmal waren es aber auch nur Steine. Andere Hinterlassenschaften waren Mengen von Gewehrpatronen die überall herumlagen und sogar russische Eierhandgranaten.

Da uns damals noch nicht klar war, wie gefährlich diese Sachen waren betrachteten wir sie als willkommenes Spielzeug. Wenn ich hier immer von „wir“ spreche, so meine ich unsere sog. Clique, die immer so aus 4 bis 6 Jungs bestand, im Alter von 11 bis 14 Jahre. Wir kamen auf die abenteuerlichsten Gedanken und waren zu jedem Blödsinn bereit. Man kann von Glück sagen, dass nichts Ernstliches passiert ist.

Zurück zu unserem „Spielzeug“, wir hatten beobachtet wie die Russen mit Handgranaten in der Havel Fische fingen. Es war klar, dass wir mit den zurückgebliebenen Handgranaten das gleiche vorhatten. Eine einfache Sache, man schraubte den Verschluss ab, dann fiel ein blauer Blechknopf heraus. Dieser Knopf, der an einer Strippe hing, war der Zünder. Daran musste man ziehen und die Handgranate ins Wasser werfen. Durch die Detonation, die unter Wasser nicht zu hören war, sprudelte das Wasser auf und die betäubten Fische trieben nach oben. Heute würde man sagen, nicht sehr umweltfreundlich, aber daran hat damals noch Niemand gedacht. Mit den zurückgelassenen Degen konnte man herrliche Fechtkämpfe veranstalten.

Besonderes Interesse fanden bei uns die überall herumliegenden Gewehrpatronen, mit denen konnte man ein herrliches Feuerwerk veranstalten. Dazu brauchte man nur mit Hilfe zweier Zangen das Geschoss aus der Hülse herausziehen und das Schießpulver raus schütten. Das Pulver streuten wir dann schlangenförmig aus und steckten es an einem Ende an, das Ergebnis war eine herrlich zischende Feuerschlange.

Oben auf der Weinmeisterhöhe, auf der Haveldüne befanden sich die Reste einer Scheinwerferstellung. Die Spiegel in den beiden Flakscheinwerfern waren zwar zerstört, aber die Scheinwerfer drehten sich noch auf ihren Gestellen, damit konnte man prima Karussell fahren.

Eine weitere traurige Hinterlassenschaft des Krieges waren die vielen Soldatengräber. Im Wald oder auf der Haveldüne, überall hatte man die Gefallenen der letzten, eigentlich sinnlosen Kämpfe, begraben. Egal ob Russen oder Deutsche. Ein großes Massengrab befand sich am Berghang des Keltererweges, hier hatte man die Toten des letzten Gefechtes vom Weinmeisterhornweg notdürftig eingebuddelt. Wissen muss man, dass wir 1945 einen heißen Sommer hatten und die Seuchengefahr sehr groß war. Im Laufe des Junis wurden die

Toten wieder ausgegraben und zum Friedhof gefahren. Die Gräber kann man heute noch auf den Spandauer Friedhof „In den Kisseln“ besuchen.

Was hier so mit einfachen Worten beschrieben wird war eine grausige Angelegenheit. Die Toten wurden in Papiertüten gesteckt und zum Transport auf einem Pferdewagen „gestapelt“. Ich kann mich heute noch an den ekligen Leichengeruch erinnern, der überall in der Luft lag. Eine Genugtuung für die Anwohner war es, dass für diese nicht erfreuliche Arbeit ortsbekannte Nazigrößen herangezogen wurden.

Eine wenig bekannte Tatsache ist, dass von Mai bis Ende Juni 45 in dem der Lanke-Werft benachbarten Segelclub Segelvereinigung Unterhavel (S.V.U.H.) eine kleine russische Marineeinheit stationiert war. Alles junge Soldaten, um die 20 Jahre. Meine Großeltern hatten zu dieser Zeit eine Notwohnung auf dem Gelände des Segelclubs. Vor dem Kriege hatte dort der Clubwart seine Unterkunft. Bemerken möchte ich dazu, dass meine Großeltern im Februar 45 in Berlin-Kreuzberg ihre Wohnung durch Bomben verloren hatten. Da wir sie in unserer kleinen Wohnung nicht aufnehmen konnten hat sich meine Mutter dafür eingesetzt, dass sie diese Notwohnung bekamen.

Meine Großmutter war Schneiderin, keine gelernte aber perfekt im Nähen von Kleidung. Ihre Nähmaschine hatte sie zwar durch die Ausbombung verloren aber durch Tauschgeschäfte u. ä. hatte sie schon wieder eine neue. Die russischen Marineangehörigen hatten die Tatsache, dass meine Oma nähen konnte sehr schnell mitbekommen. Eines Tages schlepten sie einen Ballen weißen Leinenstoff zu meiner Oma, dazu eine lange weiße Leinenunterhose als Muster. Nach diesem Muster sollte sie aus dem Leinen Unterhosen nähen. Die Form dieser Unterhosen werde ich nie vergessen, sie waren keilförmig und hatten unten zwei Bänder zum zubinden. Scherzhafterweise sagten wir dazu: „Flohsäcke“. Die Russen schlepten als Gegenleistung dafür jede Menge Verpflegung an, hauptsächlich Fleisch. Jeder Tross oder Kompanie der Russen hatte nämlich immer einige Rinder dabei, praktisch als Frischfleisch Reserve. Diese Rinder wurden bei Bedarf einfach erschossen und zerteilt. Also brachten sie meiner Oma eimerweise Fleisch an, manchmal fertig gekocht manchmal auch roh. Das kurioseste Erlebnis war, dass eines Tages zwei Russen mit einem Rinderkopf zu uns kamen.

Das Bild ist mir noch heute gegenwärtig: ein Russe rechts, ein Russe links und in der Mitte der „Kuhkopf“, Die Hörner dienten als Griffe zum Tragen. Mit den Worten: „Oma, du Kuhkopf“, stellten sie uns das Gebilde vor die Tür. Mein Großvater der auf dem Lande groß geworden war stellte gleich fest, dass das Beste fehlte, nämlich die Zunge. Was weiter mit dem Kopf geschah weiß ich nicht mehr, aber an diese kuriose Geschichte kann ich mich noch gut erinnern.

Da die Produktion der Unterhosen noch anhielt, hatten wir weiter ein gutes Verhältnis zu den Russen, die erst Ende Juni 45 abzogen um den Engländern Platz zu machen. Für uns Kinder war es eine Enttäuschung, dass wir ab 1. Juni 45 wieder zur Schule gehen mussten. Der Schulweg gestaltete sich aber noch abenteuerlich. Es standen überall noch die Reste des Krieges herum; zerschossene Panzer, ausgebrannte Autos und sonstiges Kriegsgerät. Schützenlöcher und Schützengräben waren auch noch nicht zugeschüttet, die Panzersperren die man auf der Heerstraße aus Eisenträger und umgekippten Straßenbahnwagen errichtet hatte waren auch noch vorhanden. Also überall Ablenkung auf den Schulweg. der sich dann auch dementsprechend lange hinzog.

Auch hatten wir Jung's, bedingt durch unsere Kriegserlebnisse ein gewisses Selbstbewusstsein entwickelt. Schulmappen, die man auf den Rücken trägt waren unter unserer Würde, damit wollten wir nicht mehr gehen. Da Aktentaschen aber nicht immer vorhanden waren, es sei denn man hatte noch eine von Vatern, mussten andere Behältnisse her in denen man die noch vorhandenen Schulsachen unterbringen konnte. Ich z.B. hatte eine Kartentasche der Deutschen Wehrmacht. Diese ledernen Taschen, die ein DIN A 4 Format hatten, dienten den Offizieren zur Aufnahme von Geländekarten. Irgendjemand hatte sie aus den Kasernen besorgt. Zu unserer Verwunderung trafen wir in der Schule, unsere Schule war die 21. Volksschule in der Konkordiastraße, noch die gleichen Lehrer an die uns auch im Kriege unterrichtet hatten. Neue Lehrer standen scheinbar nicht zur Verfügung, man musste auf altbewährte Lehrkräfte zurückgreifen. An einige Namen kann ich mich noch erinnern: da war der etwas gefürchtete Lehrer Max, Lehrer Bauer, Frau Haack oder Lehrer Brettschneider der später Rektor der Schule wurde, nach dem der in Spandau sehr beliebte Rektor Theo Hofschläger zum Schulrat befördert wurde.

Von einem geregelten Schulunterricht konnte aber noch keine Rede sein. Die Schule war zwar nicht zerstört aber einiges war doch zu Bruch gegangen. Überhaupt gestaltete sich der Schulbetrieb so unmittelbar nach dem Krieg etwas abenteuerlich. Da die Fensterscheiben teilweise kaputt waren wurden die Fenster mit Pappe vernagelt. Lehrmittel waren so gut keine mehr vorhanden, die noch vorhandenen Lehrmittel, wie z.B. Landkarten, Kartenständer, Schautafeln usw. mussten gesichtet und gesäubert werden. Tafelkreide war auch nur noch in Resten vorhanden. Wir Schüler selbst hatten keine Schulhefte, außer man hatte alte Bestände. So wurde alles beschrieben was sich beschreiben lies, jedes weiße Blatt Papier wurde verwendet. Kurz und gut, alles war knapp musste von irgendwo „organisiert“ werden. Der Schulbetrieb hatte uns jedenfalls wieder, wenn auch in einer leicht abgeänderten Form. Für mich erstaunlich und im Nachhinein immer noch ein kleines Wunder, dass wir trotzdem noch gelernt haben. Wir hatten den Willen dazu und wollten vorwärts kommen. Unsere Lehrer, die ja auch nicht unter Idealbedingungen arbeiten mussten, waren sehr engagiert und hatten auch viele neue Ideen.

Ab Anfang Juli 45 änderte sich das Straßenbild, wir mussten uns an andere Uniformen und an anders aussehende Fahrzeuge gewöhnen: die Engländer zogen in Spandau ein. Wie wir Jungs „fachmännisch“ feststellten war der Fahrzeugpark und das mitgeführte Kriegsgerät, im Gegensatz zu den Russen, alles etwas moderner, heute würde man sagen „westlicher“. Wobei nicht viel Kriegsgerät zu sehen war, das meiste waren die typisch englischen, hochbeinigen Lkws, Jeeps und Panzerspähwagen. Die Engländer waren in der ersten Zeit uns gegenüber sehr verschlossen, sie mieden den Kontakt mit der deutschen Bevölkerung. Dieses Verhältnis lockerte sich aber bald. Man muss aber nicht annehmen, dass die Engländer, oder besser Briten denn es waren auch Schotten und Iren dabei, die reinsten Friedensengel waren. Sie verhielten sich zwar korrekt aber sie waren die Besatzungsmacht und das ließen sie auch spüren. So beschlagnahmten sie z.B. Wohnungen um sie für eigene Zwecke zu nutzen.

Aber nicht nur Wohnungen, sondern auch Segelclubs samt Boote wurden requiriert. An der Scharfen-Lanke waren der A.S.V. und die Segelvereinigung Unterhavel betroffen. Meine Großeltern die, wie schon erwähnt, eine Notwohnung auf dem Gelände der S.V.U.H. hatten, bekamen jetzt nach dem Abzug der Russen, Engländer als Nachbarn. Für uns Jungs ergab sich hier ein neues Betätigungsfeld. Unsere Überlegung war, wenn die Engländer die Boote

benutzten so brauchen sie bestimmt auch jemand der sie mal sauber macht. Als Gegenleistung dachten wir an was Essbarem oder vielleicht an Zigaretten, die man ja gut als Tauschware gebrauchen konnte. Wir trauten uns also immer näher und machten uns bemerkbar. Da es mit dem Englisch noch nicht so klappte, deuteten wir mit den Händen an dass wir helfen wollten. Das Wunder geschah, man ließ uns. Ab und zu durften wir uns nützlich machen und wurden auch mit etwas Essbarem belohnt. Das war dann immer ein Festessen, mit Weißbrot, Butter und Orangenmarmelade. Heute nichts Besonderes, aber in der Hungerzeit nach dem Kriege träumte jeder davon.

Über die Versorgung der Bevölkerung. nach Kriegsende möchte auch noch einiges sagen. Schon Anfang Mai 45 versuchte man mit der Ausgabe von Lebensmittelkarten die Versorgung in den Griff zu bekommen. Es waren zwar die legendären „Hungerkarten“ mit 1.200 Kalorien, aber immerhin. Überhaupt war die Versorgung im Laufe des Jahres 1945 noch erträglich und gesichert. Der Grund hierfür war, dass viele Lebensmittelvorräte die in der Stadt eingelagert waren, über das Kriegsende hinaus rüber gerettet werden konnten. Das Wenige was auf den Lebensmittelkarten stand bekam man jedenfalls auch, was dann 1946-47 nicht immer mehr der Fall war.

Viele Leute hatten sich auch in den letzten Kriegstagen in ausgebombten Geschäften, Lebensmittellagern (in Spandau z.B. bei „Kaisers-Kaffee“) oder Kasernen, „selbst bedient“ und so einen gewissen Vorrat angelegt. Wir in unserer Gegend, d. h. Scharfe-Lanke, Weinmeisterhorn und Bocksfelde, hatten „unseren“ Lastkahn mit Wehrmachtsverpflegung. Diesen Lastkahn, der wohl den Weg in die Innenstadt nicht mehr geschafft hat, hat man noch vor Beendigung der Kampfhandlungen einfach an den Steganlagen des Akademischen-Seglervereins abgestellt. Die Bevölkerung hat schnell mitbekommen, dass es dort was zu holen gab und hat sofort reagiert.

Es waren die letzten Apriltage des Jahres 45, der Kriegslärm hatte sich beruhigt und man traute sich schon wieder raus aus dem Bunker. Für Frauen traf dies allerdings nicht zu, die mussten vor marodierenden Rotarmisten weiter versteckt bleiben. Wir, das heißt mein Großvater und ich, besorgten uns also einen Handwagen und zogen los zum ASV. Normalerweise ein Weg von 15 Minuten, aber der Krieg hatte doch Spuren auf der damals noch ungepflasterten Scharfe-Lanke hinterlassen. Granattrichter und eilig ausgeworfene Schützenlöcher behinderten den Weg. Am Lastkahn herrschte schon ein reges Treiben, viele Leute waren damit beschäftigt den Kahn zu entladen. Das Entladen hatte so seine Schwierigkeiten, denn die Laderäume hatten mindestens eine Tiefe von 3 Metern. Die Lösung war einfach, da Leitern nicht vorhanden waren ließ man mich (als leichteste Person) an einem Strick befestigt runter. Unter band ich die Kisten mit den Konserven an den Strick und man zog sie nach oben. Zum Schluss wurde ich wieder rauf geholt. Wir verluden alles und die Fahrt ging wieder nach Hause. Da wir diese Fahrt mindestens dreimal machten, hatten wir uns reichlich eingedeckt.

Ein Wort noch zu den Inhalt dieser Kisten, es waren wie gesagt Wehrmachtskonserven bestehend aus Schweinefleisch, Rindfleisch und fertigem Gemüseintopf, auch Kisten mit Schokolade waren dabei (heute würde man sagen Schokoriegel). Jedenfalls alles für damalige Verhältnisse köstliche Sachen, die uns gut über den ersten Nachkriegswinter gebracht haben. Als mein Vater im Februar 1946 aus Britischer Kriegsgefangenschaft kam, wurde die letzte Büchse geöffnet. So glatt und leicht, wie hier beschrieben lief das alles

natürlich nicht ab, von weitem war immer wieder mal Gefechtslärm zu hören und russische Flugzeuge patrouillierten am Himmel. Russische Posten standen vor dem Kahn Wache, hinderten aber niemand daran sich mit Verpflegung einzudecken. Nur ab und zu wurde das ganze Clubgelände abgesperrt, dann fuhren russische Lastwagen vor und man bediente sich selbst mit den Konserven. Aus irgendeinem Grunde waren die Russen, nach Beendigung der Kampfhandlungen darauf bedacht, dass die Bevölkerung versorgt wurde.

So kann ich mich erinnern, dass unser Bäcker Palm, der seine Bäckerei am Weinmeisterhornweg hatte, aufgefordert wurde Brot zu backen. Die Russen hatten wohl festgestellt, dass er noch genügend Mehl eingelagert hatte. Überhaupt wunderte man sich in der Bevölkerung über die Fülle Vorräte, die nach Kriegsende in den Lagern der Geschäfte noch vorhanden waren. Eines Morgens also trommelten russische Soldaten die Bewohner der Umgebung zusammen und man bedeutete uns mitzukommen. Keiner wusste so recht wo es hinget. Viele dachten es wird sich wohl wieder um einen der üblichen Arbeitseinsätze handeln. Denn Arbeitseinsätze waren an der Tagesordnung, oft wurden Frauen zusammen gesammelt um irgendwelche Häuser sauber zumachen in denen Sowjetische Offiziere wohnen wollten. Wir Kinder hatten unsere Mütter bei solchen Einsätzen immer begleitet quasi als Schutz, denn Kinder standen bei den Russen immer unter einem besonderen Schutz.

Aber zurück zur Brotausgabe: am Weinmeisterhornweg angekommen sahen wir schon eine Schlange von Menschen vor der Bäckerei stehen. In diese Schlange, die schon eine stattliche Länge angenommen hatte, reihten wir uns ein. Jeder der den Bäckerladen erreicht hatte bekam ein warmes Brot in die Hand gedrückt und konnte wieder nach Hause gehen. Ob wir das Brot bezahlen mussten weiß ich heute nicht mehr, aber geduftet und geschmeckt hat es denn es war das erste Brot, das wir nach Beendigung des Krieges in den Händen hielten.

Vielleicht wundern Sie sich, dass ich der Versorgung hier einen so großen Platz eingeräumt habe, aber jeder der diese entbehrensreichen Hungerjahre bis 1949 mitgemacht hat wird mich verstehen. Es gab in dieser Zeit zwei Begriffe um die sich alles drehte, die hießen: Lebensmittel und Heizmaterial. Heute noch bekomme ich es nicht fertig ein Stück Brot wegzuzwerfen.

In der zweiten Jahreshälfte von 1945 bekam unser Schulbesuch einen neuen Anreiz, der hieß „Schulspeisung“. Es hieß, wir sollten ein Essgeschirr und einen Löffel mitbringen. Essgeschirr hieß in diesem Falle: eine Milchkanne, ein altes Wehrmachtskochgeschirr oder einen sonstigen Aluminiumbehälter, Hauptsache ein Henkel war dran. Diese klappernden und mit der Zeit immer mehr verbeulten Essgeräte sollten uns noch bis zur Schulentlassung 1949 begleiten. Der Tag der ersten Ausgabe der Schulspeisung war also gekommen und es begann mit warten.

Der Unterricht war zu Ende, die Zeit verging, nichts rührte sich. Bis dann endlich am Nachmittag ein Pferdewagen, beladen mit einigen Thermosbehältern auf den Hof rollte. Die Behälter wurden auf die einzelnen Flure verteilt und man begann mit der Ausgabe. Soweit ich mich erinnern kann gab es für jeden einen halben Liter einer undefinierbaren Gemüsesuppe. Ob es geschmeckt hat, kann ich nicht mehr sagen aber wer Hunger hat fragt nicht nach Geschmack und Hunger hatten wir. Erreichen wollte man damit, dass die Schulkinder wenigsten einmal am Tage eine warme Mahlzeit bekamen, was in dieser

entbehrungsreichen Zeit nicht immer selbstverständlich war. Die Gerichte wechselten natürlich auch, wobei der Höhepunkt für uns immer der Tag war, an dem es die süße Suppe aus Kanadischem Weizenmehl zusammengekocht mit Keksen gab.

Wenn ich heute Kinder mit ihren modernen Fahrrädern beobachte erinnere ich mich an meine abenteuerliche Fahrradzeit 1945, also kurz nach Kriegsende. Mein Großvater hatte mir 1944 ein Fahrrad geschenkt. Er hatte dieses Rad, wie es im Kriege üblich war, auf Bezugschein gekauft. Das kuriose dabei war, dass mein Opa gar nicht Radfahren konnte, er hatte es nie gelernt. Ich bekam also das Rad und fuhr auch damit bis zum April 1945.

Trotzdem wir meinten es unter dem Bett gut versteckt zu haben, wurde es von den Russen entdeckt und nahm wie viele Dinge damals den Weg nach Russland. Meine Wut und Enttäuschung war natürlich groß, ich konnte mir ein Leben ohne Fahrrad nicht vorstellen. Meine Mutter, die mir meine Enttäuschung ansah, erbarmte sich und kaufte mir aus der Nachbarschaft ein altes gebrauchtes Rad. Der Preis, der sich heute astronomisch anhört, betrug 1.000 Reichsmark, „Schlusgeld“ wie der Berliner damals sagte.

Um den Wert der nach dem Kriege noch gültigen Reichsmark zu verdeutlichen, hier einige „Schwarzmarktpreise“ von damals: Ein 1.000 Gramm Brot kostete ca. 70 Reichsmark, eine „Ami“-Zigarette ca. 8 Reichsmark und für ein Pfund Butter musste man schon ca. 400 Reichsmark hinlegen. Aber zurück zu meinem Rad. Dieses Fahrrad befand sich in einem jämmerlichen Zustand. Die Schläuche waren vielfach geflickt, die Decken abgefahren und die Kette war „ausgeleierte“. Also viele Reparaturstunden waren vorprogrammiert. Da es aber keinerlei Ersatzteile gab, es gab noch nicht einmal Flickzeug, musste improvisiert werden.

Mein Motto lautete: 2 Stunden fahren und eine Stunde reparieren. Ich habe jedenfalls damals, schon als 12 Jähriger ein Fahrrad so gründlich kennen gelernt, dass ich es im Dunkeln auseinander nehmen und wieder zusammenbauen konnte. Der Winter und das erste Nachkriegsweihnachtsfest stand vor der Tür. Mangel an allen Ecken und Enden beherrschte unser Leben.

Die ersten Hamsterfahrten in die Umgebung Berlins wurden unternommen, um ein paar Kartoffeln, ein paar Pfund Roggen oder auch mal ein Stück Speck zu ergattern. Das hört sich jetzt natürlich einfach an, aber die Realität sah etwas anders aus. Wir Berliner wurden von den Bauern mit einer ziemlichen Arroganz behandelt und wenn man keine Tauschware mit hatte bekam man sowieso nichts. Tauschware hieß: Schmuck, Bettwäsche, Teppiche, Herrenanzüge usw., Was man vor den Bomben gerettet hatte wurde jetzt für ein paar Kartoffeln den Bauern in den Hals geworfen. Der Berliner, der sich ja immer seinen Humor bewahrt, ulkte: Die Bauern legen sich jetzt schon Teppiche in den Kuhstall.

Und wenn man ein paar Pfund Kartoffeln ergattert hatte war noch nicht sicher ob man sie auch nach Hause bekam. Da das Hamstern eigentlich verboten war, konnte es passieren, dass die deutsche Polizei (Vorläufer der Volkspolizei) einem am Bahnhof alles wieder abnahm. Unser Ausgangsbahnhof war immer der Bahnhof Nauen. Von dort mussten wir zu Fuß weiter in die Dörfer Richtung Ribbeck. Vor der Rückfahrt von Nauen wurden immer Späher ausgeschiedt um zu erkunden ob die Polizei auf den Bahnhof tätig ist. Bei „Gefahr“ wurde eben gewartet bis die Luft rein ist oder wir sind den Bahndamm hoch gekrochen, um von der anderen Seite in den Zug einzusteigen.

Einsteigen war auch nicht immer möglich, meisten „reiste“ man damals wegen Überfüllung der Züge auf dem Trittbrett oder man saß auf dem Puffer zwischen den Zügen.

Ein anderes Kapitel war die Kleidung. Neue Kleidung gab es nicht, oder nur auf Bezugschein. Und wenn man einen Bezugschein für Schuhe oder z.B. für einen Mantel bekommen hatte, war es nicht sicher ob man irgendwo dafür auch was bekam. Ich hatte noch die Winteruniform vom Deutschen Jungvolk (Vorläufer der der HJ, 10-14 Jahre), eine dunkelblaue Skihose mit Skibluse. Auch den dazugehörigen Lederkoppel habe ich noch getragen, das HJ-Emblem und die Aufschrift „Blut und Ehre“ auf dem Koppelschloss wurde einfach abgefeilt. Aber auch diese Sachen verabschiedeten sich langsam oder wurden zu klein. Ich hatte das große Glück, dass meine Großmutter nähen konnte, also wurde improvisiert. Meine Oma nähte mir z.B. aus einer grauen Decke einen Skianzug.

Nähen und Selbermachen waren angesagt, wobei jede Art von Stoffresten verwendet wurden. Mit Schuhen war es schon etwas problematischer. Wenn wir im Sommer nicht gerade barfuß gingen, trugen wir die sog. „Klapperlatschen“. Das waren einfach Holzsohlen die mittels Lederriemen an den Füßen befestigt waren. Im Winter wurden die X-mal geflickten und notdürftig besohlenen Lederschuhe aufgetragen oder es gab auch Schuhe mit Holzsohlen, wobei das Obermaterial aus Leinen bestand. Neidisch wurden die Jungs in der Schule betrachtet, die noch im Besitz von Wehrmachtstiefeln waren, den sog. „Knobelbechern“.

Festzuhalten wäre noch, dass die Nachkriegssommer sehr warm und die Winter sehr streng waren, wobei der kalte Winter 1946/47 den Berlinern besonders zu schaffen machte. Das erste Nachkriegsweihnachtsfest stand also vor der Tür. Die Freude wieder ein „normales“ Weihnachtsfest feiern zu können, also ohne Fliegeralarm, war groß und ließ die materielle Not etwas vergessen. Einen Weihnachtsbaum hatten wir jedenfalls, dafür hatte ich schon gesorgt. Schließlich hatten wir ja unser kleines Wäldchen am Ende der Scharfen-Lanke. Kerzen waren nicht aufzutreiben, aber ein Paar Kugeln hatten den Krieg überlebt. Meine Mutter hatte Mehl und Zucker zusammen gespart, so das auch ein magerer Kuchen gebacken werden konnte. Großvater hatte wieder einige Kaninchen im Stall, der Braten war also auch gesichert. Ein mageres aber nach vielen schlimmen Jahren wieder ein friedliches Weihnachtsfest.

In der Schule hatten wir auch eine Weihnachtsfeier, die mir deshalb immer in Erinnerung bleiben wird, weil sie der Gipfel der Improvisation war. Im Klassenraum wurde ein Weihnachtsbaum aufgestellt, den ich „organisiert“ hatte. Der Baum wurde mit Schmuck behangen, den wir im Unterricht aus Papier selbst gebastelt hatten. An Kerzen war natürlich nicht zu denken. Aber am tollsten war die Idee mit dem Kuchen. Unsere Lehrerin Frau Haack sagte uns, jeder solle 50 gr. Mehl, 20 gr. Zucker und ein Löffel Fett mitbringen, sie würde daraus einen Kuchen backen. Gesagt, getan; sie backte aus den zusammen getragenen Zutaten zwei Kuchen, so dass jeder zur Weihnachtsfeier ein Stück Kuchen auf den Teller hatte. Es wurden Gedichte vorgetragen und Weihnachtslieder gesungen, eine Weihnachtsfeier an die ich mich heute noch gerne erinnere, die erste Friedensweihnacht nach dem schrecklichen Krieg.

Eins der große Probleme in den ersten Nachkriegswintern und es waren strenge Winter, war das Heizmaterial. Unsere Wohnung war eine Werkwohnung der Lanke-Werft, meine Mutter arbeitete dort als Buchhalterin. Von einem Werftbetrieb konnte allerdings in der ersten Nachkriegszeit keine Rede sein, man hielt sich mit Reparaturen und Autoaufbauten (hier besonders für die Engländer) über Wasser. Die Beschaffung von Heizmaterial war vorerst für uns kein Problem und Grund dafür war der Nachtwächter Otto, mit dem meine Mutter etwas befreundet war. Auf der Rückseite unseres Wohnhauses befand sich der Kohlenbunker der Werft, noch aus der Kriegszeit her wohlgefüllt mit Briketts.

Otto ließ ab und zu mal den Schlüssel zum Kohlenbunker stecken und gab uns ein Zeichen. In etlichen Nacht und Nebel Aktionen habe ich so manchen Zentner Kohlen „sicher gestellt“ um unserem Ofen wenigstens ein bisschen Wärme zu entlocken. Aber die Briketts waren auch ein hervorragendes Tauschmittel, um z.B. an Schuhe oder an andere dringend benötigte Dinge des täglichen Bedarfs zu kommen. Die Beschaffung von Brennholz war für mich kein Problem, wir wohnten ja im Grünen und waren von Bäumen umgeben, da musste so mancher Baum seinen Weg durch den Ofen gehen. Man durfte sich nur nicht dabei erwischen lassen.

Außerdem hatte die Lanke-Werft einen alten Büssing-LKW, der wie damals üblich mit Holzgas betrieben wurde. Zum Verständnis: Der Holzgasantrieb, der heute noch von Energiesparern unter den Namen Biogas propagiert wird, wurde in den Mangeljahren des Krieges als Antriebsenergie entwickelt. Die Autos hatten einen zylinderförmigen eisernen Ofen bei sich (ca. 1 m Durchmesser) in den durch Schwelbrand der Holzstückchen ein brennbares Gas zum Antrieb entwickelt wurde. Dieser LKW brauchte also zum Antrieb jeden Tag mehrere Säcke kleiner Holzstückchen. Diese Holzstückchen, die sich natürlich auch als „normales“ Brennmaterial eigneten, wurden auf der Werft, in der Bootsbauhalle an der Säge zugeschnitten. Auch hier ließ Nachtwächter Otto öfter mal den Schlüssel stecken und wir konnten unsere Brennholzvorräte ergänzen.

Wir Jungs empfanden diese Zeit, die eigentlich schwer und entbehrungsreich war, immer etwas abenteuerlich. Hatten wir im Kriege „Soldaten“ gespielt, so war jetzt das „Indianer spielen!“ angesagt. Karl-May- Romane, die jetzt unser bevorzugter Lesestoff waren, wurden nachgespielt. Unsere „Bewaffnung“ waren Katapulte oder unsere „Katschis“ wie wir sie nannten. Der Fachausdruck heute ist „Steinschleuder“. An einer Astgabel, meistens von einem Fliederstrauch, wurden zwei Streifen Gummi befestigt, hinten kam ein Stückchen Leder zur Aufnahme des Steins ran und fertig war das „Katschi“. Die Gummistreifen, herausgeschnitten aus einem alten Autoschlauch, verliehen dem Kieselstein oder auch manchmal einer selbst gegossenen Bleikugel Geschwindigkeit und Durchschlagskraft, sodass diese Katapulte schon eine wirksame Waffe waren. Wir hatten mit diesen Katapulten eine große Fertigkeit entwickelt, viele Klingelknöpfe, Hausnummernschilder oder auch Glühbirnen mussten „dran glauben“. Auch wurden sie als Waffe bei unseren Cliquenkämpfen eingesetzt, ernstliches ist Gott sei Dank nicht passiert aber blaue Flecke gab es schon mal.

Bei aller kindlichen Phantasie und Abenteuerlust die wir an den Tag legten war eine Sache bei uns immer vorrangig und die hieß: Beschaffung von etwas Essbarem. Wir kannten die „Zugänge“ sämtlicher in der Nähe liegenden Obstplantagen und Gärten unsere

Zusatznahrung hieß Obst, wenn es auch manchmal nicht ganz reif war. Eine andere „Nahrungsquelle“ waren die in unserer Nähe liegenden Rieselfelder (zwischen Gatow und Wilhelmstadt). Ein Teil dieser Rieselfelder hatte man umgepflügt und mit Gemüse bepflanzt. Auf diesen überdüngten Boden gediehen die Pflanzen natürlich prächtig, es waren hauptsächlich Mohrrüben, Kohlrabi und Kohl. Da die Felder mit Hunden bewacht wurden, war es nicht einfach an diese Schätze heran zu kommen. Aber wir hatten nicht umsonst unsere Karl-May-Bücher gelesen, wir wussten wie man sich ohne entdeckt zu werden dort „anschleichen“ konnte. Das erbeutete Gemüse haben wir zu Hause abgeliefert oder auch in unseren „Höhlen“, die wir immer an versteckten Plätzen gebaut hatten, roh gegessen.

Eine andere Quelle, um den mageren Speisezettel etwas zu beleben, war das Angeln in der Havel. Einen Angelschein, den man auch damals nach dem Kriege schon brauchte hatten wir natürlich nicht. Auch war es schwer sich Angelzeug zu besorgen. Da es nichts zu kaufen gab musste man improvisieren. Am schwersten war es Angelhaken und Angelsehne zu bekommen. Hier blieb meistens nur der Tauschweg. Als Angelruten eigneten sich hervorragend lange Haselnussäste. Angelposen stellten wir uns selbst her, aus Federkielen und Korken. Gefangen wurden meistens Plötzen, Rotfedern und Güstern, wenn man Glück hatte war auch mal ein Aal dabei. Meine Mutter hat jedenfalls immer alles verarbeiten können.

Ganz gefahrlos war das natürlich nicht, manchmal wurden wir schon von der Wasserpolizei gejagt und sind dabei auch schon mal die Angeln losgeworden. Um zu verdeutlichen warum wir solche abenteuerlichen Spielchen machten um an zusätzliche Nahrungsmittel zu gelangen, schildere ich mal kurz wie die Verpflegung eines normalen Tages aussah: Morgens zwei Scheiben Brot mit etwas Margarine (selten Butter) und Marmelade oder Sirup. Zum Trinken gab es Muckefuck (Kaffeersatz) gesüßt mit Süßstofftabletten. Unser Schulbrot bestand auch aus zwei Scheiben Brot, die mit Margarine oder dünn mit Butter beschmiert waren, manchmal gesellte sich eine Scheibe Wurst dazu. Da wir in der Schule noch unsere Schulspeisung erwarteten wurde meistens das Pausenbrot schon auf dem Schulweg aufgegessen. Als Mittagessen gab es überwiegend Eintöpfe, bestehend aus irgendein Gemüse, zusammengekocht mit Kartoffeln. manchmal waren es auch nur Pellkartoffeln mit einer „Mehlstippe“. Heute würde man sagen: eine fettarme Kost.

Besonders gut schmeckten mir die Pellkartoffeln, wenn ich sie in Zuckerrübensirup einstippen konnte. Zum Abend gab es meistens eine Suppe aus Roggenschrot oder Roggenmehl gekocht mit Wasser und mit Süßstoff gesüßt. Zwei oder drei Scheiben Brot, die auf der Herdplatte geröstet wurden (heute sagen wir getoastet) aßen wir dazu.

Mit dem o.g. Zuckerrübensirup hatte es eine besondere Bewandnis: er wurde nämlich aus Zuckerrüben selbst hergestellt. Bei uns in der Nähe, zwischen Gatower Straße und Potsdamer Chaussee, am Ende der Rieselfelder, lag das „Stadtgut Karolinenhöhe“.

Dort gelang es uns, durch Beziehungen (Beziehungen musste man damals haben) ab und zu einen Zentner Zuckerrüben zu bekommen. Der Haken dabei war, dass man die Rüben nicht einfach so aufladen und abholen konnte, nein man musste sie selber ausbuddeln. Nur wer etwas von Landwirtschaft versteht kann sich vorstellen wie schwer diese Arbeit ist. Die Zuckerrüben die sehr fest im feuchten Ackerboden stecken, müssen freigelegt werden und dann vorsichtig herausgezogen werden. Die lange Spitze der Rübe darf dabei nicht beschädigt werden, da dort der meiste Zucker sitzt.

Heute gibt es bestimmt Maschinen dafür, aber damals war es eine schwere und schmutzige Arbeit. Die so „geernteten“ Rüben wurden mit einem sog. „Hamsterwagen“ nach Hause gefahren um sie dort zu verarbeiten. Ein Wort noch zu diesen Hamsterwagen: das waren kleine zweirädrige Holzwagen, mit Alu-Rädern. Die Deichsel war abnehmbar, um den Wagen in der Bahn mitzunehmen.

Um die Zuckerrüben zu Sirup zu verarbeiten lag eine dreitägige mühselige Arbeit vor uns. Die Rüben wurden im Wasser gewaschen und mit einer Wurzelbürste gründlich gereinigt. Dann wurden die Zuckerrüben geschnitzelt und in einem Waschkessel gekocht. Um an den begehrten Zuckersaft zu kommen, mussten die gekochten Schnitzel jetzt ausgepresst werden. Dazu wurde eine selbst gebaute Presse benutzt, die irgendetwas besorgt hatte und die bei Bedarf im Hause immer weiter gereicht wurde. Der so gewonnene Zuckersaft musste nun mehrere Stunden, unter ständigem Rühren, am Kochen gehalten werden, d.h. das Wasser musste verdampfen damit der begehrte Sirup übrig blieb. Aus einem Zentner Zuckerrüben wurden so ca. 11 bis 12 Gläser Zuckerrübensirup gewonnen.

Heute noch kaufen wir uns ab und zu ein Glas Sirup, der Geschmack bringt einem immer wieder Kindheitserinnerungen zurück. Man hat also immer wieder Mittel und Wege gefunden um an zusätzliche Nahrung zu kommen, denn die sog. „Lebensmittelgrundkarte“ mit 1200 Kalorien täglich reichte vorne und hinten nicht. Meine Erinnerung an diese Zeit, die alles Andere immer wieder überschattet, ist: ich hatte ständig Hunger!

In diesem Zusammenhang fällt mir etwas ein, das sich vielleicht heute niemand mehr vorstellen kann. Wenn ich durch kleine „Schiebereien“ an ein paar Reichsmark gekommen bin, kaufte ich mir auf dem Schwarzmarkt für 70 oder 80 Reichsmark, je nach Tageskurs, ein 1000 g Brot. Mit kleinen Schiebereien, und diese Geschäftchen machte jeder, meine ich z.B. den Verkauf von „geklaute“ Kohlen oder Rieselfeldgemüse oder auch nicht mehr altersgemäßem Spielzeug. Irgendetwas gab es immer zu „organisieren“.

Der von uns am schnellsten zu erreichende Schwarzmarkt befand sich übrigens in der Grünanlage um die Melanchthonkirche, an der Wilhelmstraße. Wenn man genug Reichsmarkscheine hatte, konnte man dort vom Klopapier bis zum Pfund-Butter praktisch alles kaufen.

Aber zum Thema Brot zurück: mit diesem, auf dem schwarzen Markt gekauften 1000 g Brot zog ich mich in eine stille Ecke zurück und aß dieses Brot in einem Zug, trocken und ohne Flüssigkeit, komplett auf. Heute nicht mehr vorstellbar aber traurige Wahrheit. Aber es gibt auch andere und angenehme Erinnerungen an diese ersten Nachkriegsjahre.

Die Winter waren sehr schneereich, also war Schlittenfahren angesagt. Rodelbahnen hatten wir in unserer Gegend genug, Unsere Hausbahn ging von der Weinmeisterhöhe runter zur Lanke-Werft, heute ist alles bewachsen und kultiviert aber damals war alles noch möglich. Aber die größte und längste Rodelbahn (heute auch alles zugewachsen) befand sich am Küfersteig und ging neben der Treppe runter bis in den Keltererweg und Weinmeisterhornweg. Komischerweise hatte jeder noch seinen Schlitten, da die Russen im Sommer kamen, hatten sie wohl keine Verwendung dafür. Jedenfalls vergnügten wir uns hier bis in den späten Abend.

Durchnässt und hungrig zogen wir dann nach Hause. Da die Kleidung und das Schuhwerk alles nur behelfsmäßig war und man eigentlich nur ein Paar Schuhe und eine Hose besaß, musste alles bis zum Morgen wieder trocken sein. Wenn man heute im Winter spazieren geht und im Park die angelegten gepflegten Rodelbahnen sieht, die beinahe überhaupt nicht mehr genutzt werden, kann man nur verständnislos staunen. Wir hatten nur „wilde“ Rodelbahnen und die waren bis zum späten Abend immer dicht bevölkert. Es hat uns immer Spaß gemacht und es war ein Lichtblick in dieser trüben Zeit.

Ein anderes Wintervergnügen war bei uns das Schlittschuhlaufen. Die zugefrorene Scharfe-Lanke, der Grimmnitzsee oder der Südpark eigneten sich besonders dafür. Natürlich hatten wir keine kompletten Schlittschuhschuhe wie sie heute üblich sind, unsere alten Schlittschuhe mussten mittels eines Vierkantschlüssels an normale Schuhe angeklemt werden. Da die hinteren Klammern kleine Spitzen hatten, damit sie sich am Hacken besser halten konnten, hießen diese Schlittschuhe „Hackenabreißer“. Sie machten ihrem Namen auch alle Ehre: man legte einen Sturz hin und der Schlittschuh mit dem Hacken machte sich selbstständig und schlitterte über das Eis.

Vater, der meine vielfach geflickten Schuhe immer wieder reparieren musste hat sich natürlich darüber „gefremt“. Abends in der Dunkelheit machte das Schlittschuhlaufen auf der großen Fläche der Scharfen-Lanke besonderen Spaß und war natürlich auch wieder mit allerlei jugendlichen „Streichen“ verbunden. Besonders gerne „borgten“ wir uns von den angrenzenden Grundstücken, eiserne Gartenstühle aus, die man dann mit großer Geschwindigkeit über das Eis schieben konnte. Einmal erwischten wir einen Strandkorb, das war herrlich: zwei Mann setzten sich rein und die anderen schoben das Gefährt über das Eis.

Oder wir spielten Eishockey, als Schläger dienten umgedrehte Spazierstöcke und als Puck musste eine Schuhcremedose, gefüllt mit Teer, herhalten. Ganz ungefährlich war dieses abendliche Schlittschuhlaufen nicht, denn da wo das stehende Wasser der Scharfen-Lanke in das fließende Wasser der Havel übergang war das Eis immer dünner und brüchig. Man durfte sich also nicht zu weit nach Süden vorwagen.

Im Sommer war die schwere Nachkriegszeit natürlich leichter zu ertragen, wir brauchten keine Schuhe und als Kleidung genügte meistens eine Turnhose. Da wir an der Havel wohnten, spielte sich viel am oder im Wasser ab. Wir hatten zwar weiter unsere Indianerspiele und Cliquen- Kämpfe und bauten weiter unsere Höhlen im Wald, auch den „Kontakt“ zu den Obst- plantagen und Rieselfelder ließen wir nicht abreißen, aber das Wasser hatte eine besondere Anziehungskraft. Da wir alle frühzeitig Schwimmen gelernt hatten war das Wasser unser Element. Wobei das Schwimmen in der Havel nach dem Kriege nicht ganz ungefährlich war, das Wasser war aufgrund der Kriegereignisse mit Krankheitskeimen verseucht. Erkrankungen an Kinderlähmung, auch bei Erwachsenen, sind vorgekommen. Unsere Clique wurde Gott sei Dank davon verschont.

Herrenlose Ruder oder Paddelboote gab es noch genügend, die wir uns „ausborgten“ um damit unsere Touren zu machen. Beliebte Ziele war das gegenüberliegende Ufer mit Schildhorn oder der Schilfgürtel am Pichelsseeer Gemünd. Hier konnte man sich herrlich zum Angeln verstecken. In dieser Zeit habe ich auch meine ersten Erfahrungen mit Segelbooten gemacht, ein Hobby das ich heute noch ab und zu ausübe.

Hier möchte ich mal ein Wort und auch ein Lob zu meinen Eltern einflechten. Mein Vater, der Anfang 1946 aus britischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, arbeitete bei den Engländern in der Schmidt-Knobelsdorff- Kaserne in der Autowerkstatt und meine Mutter hatte ihre Tätigkeit als Lohnbuchhalterin auf der Lanke-Werft wieder aufgenommen.

Die Werft hielt sich zu dieser Zeit mit Reparaturen, Umbauten und auch mit Arbeiten für die Engländer über Wasser. Meine Eltern ließen mir jedenfalls alle Freiheiten, ob dies aus pädagogischen Gründen geschah oder ob sie einfach keine Zeit hatten konnte ich bis heute nicht ergründen. Einige Pflichten hatte ich, musste ich täglich den Garten mit einer Gießkanne bewässern, einen Gartenschlauch gab es nicht. Auch musste ich immer für frisches Kaninchenfutter sorgen und im Winter war die Beschaffung von Brennmaterial angesagt.

Bei aller Freiheit die wir hier zwischen Wasser und Wald genossen, ging die Schule natürlich weiter. Die Fenster waren inzwischen weitgehend repariert, aber ein Mangel an Lehrmaterialien und Schreihäften war weiter vorhanden, es musste weiter improvisiert werden.

Hier gab es eine lustige Begebenheit: wir hatten einen Lehrer der gerne zur Bestrafung sog. Strafarbeiten aufgab, nach dem Motto schreib 50X: „Ich soll den Unterricht nicht stören!“ oder Ähnliches. Als er einem Klassenkameraden eine solche Strafarbeit aufgab, sagte der einfach: „Geht nicht, ich habe kein Papier“, worauf der Lehrer wutentbrannt entgegnete: „Schreib meinetwegen auf Zeitungsrändern“. Gesagt getan, am nächsten Tag übergab der Schüler dem Lehrer eine Rolle Papier. Er hatte es wahr gemacht, er hatte Zeitungsränder abgeschnitten, aneinander geklebt und dort den Satz 50X raufgeschrieben. Alle lachten, auch der Lehrer und es gab nie wieder Strafarbeiten.

Einiges hatte sich im Schulalltag doch geändert. Da nicht genügend Lehrkräfte zur Verfügung standen wurden sog. Junglehrer eingestellt. Das waren Lehrer, die ihr Studium während des Krieges abbrechen mussten um Soldat zu werden, die, die das Glück hatten nach kurzer Gefangenschaft nach Hause zurückzukehren konnten ihr Studium fortsetzen, mussten aber am Vormittag der Schule zur Verfügung stehen. Natürlich durften sie den Unterricht noch nicht allein gestalten sondern sie waren immer zusammen mit einem „Alt“-Lehrer in der Klasse. Nach Ablegen der üblichen Prüfungen wurden sie dann voll in den Schuldienst übernommen.

Diese Lehrer waren, da sie noch verhältnismäßig jung waren, bei uns sehr beliebt. Einige von ihnen haben später noch in Spandau als Schulräte oder sogar als Bildungsstadtrat Karriere gemacht. Der Junglehrer der 1946 in unsere Klasse kam hieß Schulz, er wurde später unser Klassenlehrer und hat uns bis zur Schulentlassung 1949 begleitet. Er wohnte in der Weverstraße, ich hatte später noch Kontakt zu ihm, leider ist er verhältnismäßig frühzeitig verstorben.

Was wir zu dieser Zeit alle noch nicht wussten war, dass uns ein eisiger Winter bevor stand: der Jahrhundertwinter 1946/47. Von Ende 1946 bis zu März 1947 lagen die Temperaturen meistens unter 20 Grad minus und Schnee gab es auch reichlich. Heute wären solche Temperaturen kein Problem, aber wir befanden uns 1946/47 noch in der von Mängeln und Provisorien beherrschten Nachkriegszeit. Unsere Fenster waren noch mit Pappe vernagelt,

Kleidung und Schuhe waren zerschlissen und verheizt wurde alles was brennbar war. Die Versorgung wurde aufgrund der Witterungsverhältnisse auch immer schwieriger. Das Bisschen das wir auf unseren Lebensmittelkarten bekommen sollten war nicht immer vorhanden. Wir, d.h. mein Vater und ich (1947 war ich 13) unternahmen weiter unsere Hamsterfahrten Richtung Nauen und weiter, um zusätzlich ein paar Pfund Kartoffeln oder ein Beutel Roggen zu ergattern. Die Züge waren immer noch überfüllt und das Fahren auf dem Trittbrett war bei der eisigen Kälte kein reines Vergnügen. Ein Teil der Kartoffeln die man gegen irgendetwas eingetauscht hatte, erfroren einem noch dabei.

Da uns mit der Zeit die Tauschware ausging, hatte sich mein Vater etwas Neues ausgedacht. Er sammelte bei älteren Freunden und Bekannten, also Menschen die selbst nicht mehr Hamstern fahren konnten Goldschmuck ein, Ringe Ohringe usw. Diesen Schmuck versuchte er bei den Bauern gegen wertvollere Lebensmittel wie Speck oder Butter einzutauschen. Was ihm auch immer wieder gelang, er hatte mit der Zeit seine Quellen. Zu Hause wurden die Sachen dann verteilt, wobei für uns immer eine reichliche „Provision“ abfiel. Der Vorteil hierbei war, diese Sachen waren leichter zu transportieren, sie erfroren nicht und man konnte sie bei Bedarf zu Hause wieder gegen Brot oder Kartoffeln eintauschen. Heute würde ich nicht mehr meine Hand dafür ins Feuer legen, das der Schmuck den mein Vater bei den Bauern „verscherbelt“ hat, alles echt war.

Aufgrund der extremen minus Temperaturen hatte die Havel eine Eisdecke von ca. einem Meter. Die wenigen Transportmittel die es damals gab, Pferdefuhrwerke und einige Holzgas betriebene Lkws, konnten sich von Pichelsdorf zur Lanke-Werft den Weg abkürzen und übers Eis fahren. Den Weg nahmen übrigens die Briten mit ihren Jeeps auch um zu den Segelclubs zu kommen.

Besonders angespannt war bei dieser strengen Kälte Versorgungslage mit Heizmaterial. Man muss sich das mal vor Augen halten: es erfroren in diesem Winter in Berlin täglich mehrere, hauptsächlich ältere Menschen, in ihren Wohnungen. Wobei man ja von normalen Wohnbedingungen, wie wir sie heute kennen gar nicht sprechen konnte. Berlin hat im Kriege ca. 80 % seines Wohnraumes verloren, der Rest wurde notdürftig wieder bewohnbar gemacht und es lebten bis zu 3 Familien in einer Wohnung. Dies nur, um die Lage in diesem strengen Hungerwinter zu verdeutlichen.

Wir konnten uns zu Hause noch mit Abfallholz von der Werft und ein paar „geklauten“ Kohlen über Wassre halten, manchmal musste auch bei Nacht und Nebel ein Baum aus unserem benachbarten Wald dran glauben. Da unser Kachelofen im Wohnzimmer noch kriegsbedingt kaputt war, war unsere einzige Wärmequelle in der Wohnung der Küchenherd. Aber nur in 2 Meter Umkreis vom Herd waren die Temperaturen einigermaßen erträglich, der Rest der Wohnung war meistens eisig. Erwähnen möchte ich noch, dass es auch ein paar Presskohlen oder besser Briketts auf Karte gab, der sog. Kohlenkarte. Ich weiß heute leider nicht mehr wie viel Zentner jede Familie pro Winter bekam, aber es kann nicht viel gewesen sein. Geliefert wurden diese Kohlen natürlich auch nicht, man musste sie mit einem Handwagen vom Kohlenhändler abholen.

Unser Kohlenhändler hieß Kübart und hatte seinen Hof in Pichelsdorf. Da ich als 12 ½ jähriger diese Arbeit immer übernahm, weiß ich wie mühevoll es war den Handwagen mit 2 Zentner Kohlen von Pichelsdorf über Bocksfelde zur Lanke-Werft zu ziehen.

Natürlich immer mit Hunger im Bauch. Der Winter 47 erleichterte mir die Arbeit, ich konnte die Kohlen auf meinen Schlitten laden und sie quer über die zugefrorene Scharfe-Lanke von Pichelsdorf nach Hause fahren.

Der elektrische Strom war natürlich auch rationiert, Stromsperrungen waren an der Tagesordnung. Meistens saß man abends im Dunkeln bei Kerzenlicht. Kerzen gab es natürlich auch nur auf dem Schwarzmarkt oder man musste sie sich aus Stearinresten selbst gießen. Einmal hat mein Vater eine Karbid-Lampe organisiert, die gab zwar helleres Licht stank aber gewaltig. Mein Schulfreund Männe wohnte mit seiner Mutter in einer Holzlaube in der Kolonie Bocksfelde, Margareten Weg (heute steht dort eine Schule). Es waren Flüchtlinge aus Schlesien und hatten hier eigentlich keine Bekannte oder andere Bindungen. Da die Laube „saukalt“ war, musste Männe immer für Brennmaterial sorgen um dem Kanonenofen wenigstens etwas Wärme zu entlocken. Auf etwas illegale Weise half ich ihm öfters dabei. Abends schlichen wir durch die Kolonie Bocksfelde und hielten Ausschau nach Lattenzäunen. Hatten wir einen entdeckt, war das weitere kein Problem. Die Zaunfelder waren immer ca. 2 m lang und von außen an die Pfähle genagelt, immer schön zwei Längslatten und viele etwas dünnere senkrechte Sprossen. Einer vorne einer hinten und auf Hauruck hatten wir das Zaunfeld in der Hand. Nun hieß es schnell auf Schleichwegen zu verschwinden und Männe hatte wieder für ein paar Tage Heizmaterial.

Da zu dieser Zeit alles was irgendwie nach Holz aussah verheizt wurde hat niemand sich über die Zaunlücken gewundert. Problematisch wurde bei diesem strengen Frost der Schulbesuch. Aufgrund des Mangels an Kohlen konnten nicht mehr alle Schulen beheizt werden, unsere 21. Volksschule in der Konkordiastraße auch nicht mehr. Wir mussten ausweichen in die 23. Volksschule. Die 23. befand sich am oberen Ende der Adamstraße, gegenüber der Melanchthonstraße, sie war wie damals noch üblich eine Mädchenschule. Wir hatten nur jeden 2. Tag Unterricht, der auch noch verkürzt war. Um an unsere Schulspeisung zu kommen mussten wir aber doch jeden Tag in der Schule erscheinen. Das war aus heutiger Sicht nicht schlecht, denn dieser halbe Liter warme Suppe war für manchen damals die einzige warme Mahlzeit am Tage. An einen „Schmankerl“ kann ich mich noch erinnern, alle 2 oder 3 Tage gab es zusätzlich einen Schokoladenriegel.

Ein Ereignis war im Hungerwinter 1947 für mich besonders einprägsam und das war die Brandkatastrophe im Vergnügungslokal „Karlslust“, in Hakenfelde, von Julius Loebel. In Spandau spricht man heute noch von den „Loebel-Opfern“. Dieser Maskenball sollte das erste Tanzvergnügen nach dem Kriege in Spandau werden und er endete tragisch. Als am 8. Februar 47 das aus Holz gebaute Lokal durch einen überhitzten Ofen Feuer fing, fanden 80 junge Menschen den Tod. Die noch mangelhaft ausgerüstete Feuerwehr und Temperaturen unter 20 Grad minus behinderten die Löscharbeiten. Ich stand an diesem Abend an der Pichelsdorfer - Ecke Heerstraße und erwartete meinen Vater von einer Hamstertour, dabei sah ich wie Leute mit langen Kleidern in die Straßenbahn der Linie 75 einstiegen, um in Richtung Hakenfelde zu fahren. Als ich am nächsten Tage von der Katastrophe in der Zeitung las, war mir die Bedeutung dieser Begegnung bewusst.

Der schreckliche Winter 47 ging schließlich auch vorbei und es folgte ein sehr warmer Sommer. Der Mangel beherrschte zwar weiter unser Leben aber die warmen Temperaturen ließen alles etwas leichter ertragen. Ich glaube ich hatte den ganzen Sommer kein Hemd an, eine kurze Hose bzw. eine Turnhose genügte. Wir gingen barfuß oder trugen die bereits

erwähnten „Klapperlatschen“. Den Mangel an Kleidung konnte man so überspielen. Ernährungsmäßig hatte sich nichts wesentlich verbessert, außer dass die rationierten Lebensmittel jetzt wieder zu haben waren. Das im Garten selbst angebaute Gemüse trug auch etwas zur Verbesserung der Versorgung bei. Der Schulbetrieb hatte sich etwas normalisiert, es gab die ersten Schulhefte und auch die ersten Lehrbücher.

Der kurz nach dem Krieg bei uns als „Junglehrer“ tätige Herr Schulz, war jetzt unser allgemein beliebter Klassenlehrer. Zu den üblichen Schulstreichen, Prügeleien oder anderen Dummheiten die 13- jährige Jungs so drauf haben kam die Berührung mit dem Rauchen. Zigaretten gab es natürlich nicht zu kaufen, die gab es nur auf Raucherkarte oder auf dem Schwarzen Markt. Wir hatten da eine geniale Idee, in der Nähe unserer Schule wohnte ein Schwarzhändler oder „Schieber“ wie man damals sagte, der verkaufte Ami-Zigaretten stückweise für ca. 7 oder 8 Reichsmark. Drei oder Vier Jungs legten das Geld für eine Zigarette zusammen und kauften diese in der großen Pause beim Schieber. Wir verzogen uns in den Keller einer Ruine neben der Schule und ließen die Zigarette kreisen. Außer, dass uns manchmal schlecht wurde hatten wir nicht viel davon, aber es war ein tolles Erlebnis.

Mein Vater hatte sich zu dieser Zeit eine neue Einnahmequelle zugelegt und die hieß: Verkauf von Booten an Amerikaner. Trotzdem wir Britischer Sektor waren zogen bei uns vermehrt Amis durch die verbliebenen Bootshäuser, z.B. Blau-Rot oder Bootsstände Hinz, auf der Suche nach Booten. Besonders beliebt waren hier offene Segeljollen, ohne Mast und Takelage, die man mit einem Außenborder betreiben konnte. Mein Vater bekam das schnell mit und vermittelte die Verkäufe. Verkäufer waren meistens Frauen deren Männer nicht aus dem Krieg zurückgekehrt und die allein mit den Booten nichts anfangen konnten.

Wie die Verkaufspreise im Einzelnen aussahen, ob in „Zigarettenwährung“ oder in alter Reichsmark bezahlt wurde, das weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass mein Vater immer Provision in Form von Zigaretten, Nescafe oder auch mal Büchsenbutter einstrich. Bei einem Besuch von Amerikanern im Bootshaus „Blau-Rot“ habe ich das erste Mal in meinem Leben Cola aus Dosen getrunken und „Donuts“ gegessen. Der folgende Winter 1947/48 war nicht so streng, wir hatten aber weiter mit der von Mängeln beherrschten Volkswirtschaft zu kämpfen. Es wurden weiter Hamsterfahrten unternommen und die Beschaffung von Brennmaterial fand seine Fortsetzung.

Der Juni 1948 bescherte uns ein Ereignis, dass die Grundlage für den späteren wirtschaftlichen Aufschwung Westdeutschlands und Westberlin sein sollte: Die Währungsreform! Jeder Bürger konnte 40 alte Reichsmark in 40 D-Mark eintauschen. Westberlin wurde, zum Ärger der Sowjetunion, in die westliche Währungsreform mit einbezogen. Aber, ein kleiner Unterschied muss sein: die D-Mark Scheine die in Westberlin ausgegeben wurden, waren mit einem großen „B“ gestempelt. Da der Osten das nicht auf sich sitzen lassen konnte, gab er auch neue Geldscheine heraus. Was ich nicht weiß ist, ob man das auch als Währungsreform im wirtschaftlichen Sinne bezeichnet hat.

Sie nannten ihr neues Geld „Mark der Deutschen Notenbank“. Weltgeltung hat dieses „Ostgeld“, wie es genannt wurde, jedenfalls nie erlangt. Da die Sowjetische Besatzungszone scheinbar noch nicht die Möglichkeit hatte neue Geldscheine zu drucken begnügte man sich vorerst damit, dass man die alten Reichsmarkscheine mit einer briefmarkengroßen Wertmarke beklebte. Die Berliner hatten auch gleich den Spitznamen dafür parat: sie nannten Sie „Tapetenmark“.

Da hatten wir Bewohner der Westsektoren nun unser neues Geld und dachten jetzt geht es aufwärts, Lebensmittelkarten ade: Weit gefehlt! Die Sowjetunion, die Westberlin (wie es später genannt wurde) unbedingt in die Knie zwingen wollte machte aus vielerlei politischen Gründen Ende Juni 48 die Grenzen dicht.

Die Westalliierten, die Berlin unter keinen Umständen preisgeben wollten organisierten unter der Leitung des amerikanischen Generals Clay die Versorgung Berlins aus der Luft. Es begann das gigantische Unternehmen, das unter dem Namen „Luftbrücke“ in die Geschichte einging. Für uns aber ging die die Mangelwirtschaft weiter. Wir hatten jetzt zwar die D-Mark, behielten aber weiter unsere Lebensmittelkarten. Die Lebensmittel die wir auf Karten bekamen änderten sich gewaltig, es war die „Trockenzeit“ angebrochen, es gab: Trockenmilch, Trockenkartoffeln, Trockengemüse und auch Trockenobst.

Um Transportraum in den Flugzeugen zu sparen wurden diese getrockneten Lebensmittel zur Versorgung verwendet. Kartoffeln gab es auch fertig gekocht in Konservenbüchsen, oder in Pulverform, genannt „Pom“, entfernt vergleichbar mit dem heutigen „Pfanni-Produkten“. Pom mit Wasser angerührt, gab eine graue Masse die sich hervorragend als „Tapetenkleister“ eignete. Die Berliner hatten in Anspielung auf die Russische Besetzung auch gleich wieder eine witzige Bemerkung dazu, die hieß: „Lieber Trockenmilch und Pom, als Uri, Uri und Frau komm“!

Die Lebensmittel blieben jedenfalls knapp und rationiert. Wir Jugendlichen (ich war mit der Zeit 14) hatten ein neues Betätigungsfeld, wir fuhren mit dem Fahrrad zu den Landebahnen des Flugplatzes Gatow. Dort landeten die Airlift- Maschinen der britischen „Royal-Airforce“ in Abständen von ca. 3 Min. Die Briten hatten ihre alten Weltkrieg 2-Bomber, vom Typ „Lancaster“, „Halifax“ oder „Blenheim“ als Transportmaschinen umfunktioniert und setzten sie jetzt zur Versorgung Berlins ein. Diese Maschinen starten und landen zu sehen löste bei uns ein eigenartiges Gefühl aus, es waren die gleichen Flugzeuge die uns vor 3 Jahren noch mit Bomben bepflastert haben.

Zur Versorgung mit Kohlen setzten die Briten Flugboote vom Typ „Sunderland“ ein, sie wasserten auf der Havel in Höhe der Großen-Badewiese. In Kladow hatte man extra eine Rampe gebaut um die Maschinen zu entladen. Mein Vater arbeitete zu dieser Zeit auf dem Flugplatz-Gatow in der Autowerkstatt. Die vielen LKWs die die eingeflogenen Versorgungsgüter in die Stadt bringen mussten, wollten schließlich gewartet werden.

Ein Vorteil hatte diese Arbeitsstelle meines Vaters für uns, wenn mal Konservendosen kaputt gingen oder mal ein Sack mit Mehl oder auch mit Trockenkartoffeln platzte und diese Sachen noch verwertbar waren, wurden sie an die dort Arbeitenden verteilt. Ich kann mich noch erinnern, dass mein Vater öfter mal einen Beutel mit Mehl mit nach Hause brachte. Da diese Schäden meistens auf den LKWs passierten, war dieses Restmehl auch manchmal mit etwas Sand in Berührung gekommen. Aber da damals alles verwertet wurde gab es dann eben „Knirsch-Suppe“, bei Hunger ist man nicht wählerisch.

Es ist auch ein paar Mal vorgekommen, dass ein Flugzeug schon vor der Landebahn aufsetzte und in der Gatower-Heide zu Bruch ging. Es lag dann die Ladung verstreut im Wald. Die wurde dann bewacht und wieder eingesammelt. Manchmal gelang es uns aber doch, auf Schleichwegen an die herumliegenden Schätze zu kommen.

Einmal hatte ein zu Bruch gehendes Flugzeug Rohkaffee geladen und es lagen viele Kaffeebohnen verstreut im Wald. Da uns keiner daran hinderte, fingen wir an zu sammeln und mühselig bekamen wir auch ein oder zwei Hände voll zusammen. Für meinen Vater, der ohne Bohnenkaffee nicht leben konnte war das ein Geschenk des Himmels. Die Bohnen wurden in einem Kaffeesieb über dem Herdfeuer geröstet und es ergab einen trinkbaren Kaffee. Zwar keine Tchibo-Qualität, aber trinkbar.

Jedenfalls brummt die Flugzeuge Tag und Nacht über unseren Köpfen und es war für die Berliner immer beunruhigend wenn die Maschinen mal nicht zu hören waren. Es gab übrigens zu dieser Zeit keine Aktion „Gegen Fluglärm“ oder ähnliche Proteste.

Die Schule hatte 1948 ein großes Thema und das hieß: „100 Jahre Revolution von 1848“. Wir Jugendliche waren von Krieg, Bomben und Hunger noch so gezeichnet, dass wir eigentlich gar nicht recht begriffen haben worum es hier eigentlich ging. Unsere Lehrer waren aber pädagogisch so einfühlsam, dass sie uns die Begriffe Revolution, Freiheit und Demokratie verständlich machen konnten. Der Höhepunkt der Feierlichkeiten zum Gedenken an die Revolution war ein Schulfest, hierzu sollte jede Klasse einen Beitrag leisten.

Unser Lehrer hatte sich für unsere Klasse etwas Großes vorgenommen, wir wollten ein Theaterstück aufführen. Ausgewählt hatte er „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann. Obwohl die 5 Akte gekürzt wurden, war es immer noch ein gewaltiges Unternehmen. Für die weiblichen Rollen „borgten“ wir uns einige Mädchen von der gegenüberliegenden Mädchenschule aus. Es gab viel zu lernen aber alle waren bei der Sache und es machte Spaß, zumal die Fächer die bei uns nicht so beliebt waren jetzt in den Hintergrund traten.

Aufführungsort sollte unsere Turnhalle werden. Mit Turngeräten und Decken, die irgendwie jeder von zu Hause mitbrachte, bauten wir uns eine Bühne und ein Bühnenbild. Da wir auch noch andere Sachen für die Bühnendekoration besorgt hatten und wir ja immer noch in einer Zeit lebten wo jeder alles gebrauchen konnte, mussten wir die Turnhalle bewachen. Also beschlossen wir eine Nachtwache einzurichten. Abwechselnd sollten jeweils 3 Jungs, bis zur Aufführung, in der Turnhalle nächtigen und so unsere „Schätze“ bewachen. Die jeweiligen „Nachtwächter“ waren dann am nächsten Tag vom Unterricht befreit um sich auszuschlafen. Auch ich war einmal zu einer Nachtwache eingeteilt und da sich bei uns Langeweile einstellte hatte ich wieder einmal eine blendende Idee. Auf meinem Schulweg hatte ich beobachtet, dass sich in einem Garten in der Nähe des Südparks, gegenüber des ehemaligen Strandbades, ein Garten mit herrlich roten Kirschen befand.

Kurz entschlossen, sagte ich: „Jungs die Nacht wird langweilig und Hunger kriegen wir auch, wir holen uns Kirschen“! Zwei Mann zogen also los, einer musste ja als Wachposten vor Ort bleiben. Als Behälter nahmen wir eine Aktentasche mit, die zwischen den Theaterutensilien lag. Der Gartenzaun war für uns kein Hindernis, wir also rüber und die Aktentasche mit Kirschen gefüllt. Auf einmal fing in ziemlicher Nähe ein Hund gefährlich an zu bellen. Wir runter vom Baum, über den Zaun und zurück zur Schule. In der Turnhalle stellten wir mit Schrecken fest, wir haben die Aktentasche im Garten vergessen. Unser Schreck wurde noch größer, als jemand feststellte dass die Tasche unserem Lehrer gehörte. Zwei Mann mussten also nochmals losziehen um die Tasche zu holen. Ich war Gott sei Dank nicht dabei, so mutig war ich nun auch wieder nicht. Es lief aber alles glatt, der Hund hatte sich scheinbar verzogen, die Jungs kamen mit Tasche und Kirschen zurück und wir spuckten für den Rest

der Nacht Kirschkerne auf den Schulhof. Dieses Ereignis war für mich so prägend, dass ich mich noch heute gern daran erinnere. Die Theateraufführung war übrigens ein voller Erfolg, wir mussten das Stück im Beisein des Schulrates noch ein zweites Mal aufführen.

Das Jahr 48 wurde ansonsten weiter vom Mangel an Versorgungsgütern beherrscht. Die Flugzeuge der Luftbrücke zogen zwar weiter alle 2 bis 3 Minuten über unseren Köpfen hinweg, aber sie konnten uns nur mit dem Allernötigsten versorgen. Satt essen war immer noch nicht angesagt, es musste weiter improvisiert werden.

Wir hatten jetzt die „harte D-Mark“ konnten aber noch nicht allzu viel damit anfangen. Es wurden zwar Waren auf irgendwelchen Wegen nach Berlin geschmuggelt, die man dann unter der Hand zu halbwegs normalen Preisen kaufen konnte, aber das war die Ausnahme. Mein Vater z.B. trank für sein Leben gern Kaffee und er versuchte auch in den Mangeljahren immer wieder „echten“ Kaffee zu bekommen. Während der Blockade 1948 gab es also einige verschwiegene Geschäfte in denen man gegen D-Mark Kaffee in 50 oder 100 g Tüten kaufen konnte. Auf solchen verschlungenen Wegen bin ich 1948 endlich auch an neue Fahrradbereifung gekommen, hier hatte meine Mutter über die Lanke-Werft ihre Beziehungen spielen lassen.

Die Westalliierten und hier besonders die Amerikaner und Briten, haben in diesen schweren Nachkriegsjahren immer besonders viel für Kinder und Jugendliche getan. So haben die Engländer schon 1945 für den Britischen-Sektor die „Aktion.Storch“ ins Leben gerufen. Mit dieser Aktion wurden Berliner Schulkinder, um der Berliner Trümmerlandschaft zu entgehen, für ein Jahr auf Bauernhöfe in Ostfriesland untergebracht. Die Teilnahme war natürlich freiwillig und kostenlos. Der Transport wurde von den Engländern organisiert. Ich habe an dieser Aktion nicht teilgenommen, da ich erst 1944 im Rahmen der damaligen sog. „Kinderlandverschickung“ sieben Monate in der Slowakei zugebracht habe.

Aber weiter zu den Hilfen der Westalliierten, so haben sie z. B. über Jahre hinweg die Schulspeisung ermöglicht. Die Engländer haben Weihnachten 1948, also während der Blockade, für die Kinder der bei ihnen Beschäftigten eine große Weihnachtsfeier veranstaltet, mit allen Köstlichkeiten die man sich als Kind damals erträumen konnte. Die Amerikaner richteten während Blockade auf der Großen-Badewiese in Hohengatow, ein Zeltlager für Spandauer Schulklassen ein. Mehrere Klassen konnten immer gleichzeitig das Zeltlager, oder Camp wie die Amis sagten, für 14 Tage belegen.

Auch meine Klasse (9. und Abschlussklasse) bezog im September 48 für 2 Wochen dieses Zeltlager. Begleitet wurden wir von unserem Rektor Herrn Hofschläger. Die Unterbringung erfolgte in Amerikanischen Armeezelten zu je 10 Mann. Wir schliefen in Feldbetten, die direkt auf der Wiese standen denn die Zelte hatten keinen Boden. Jeder bekam 2 Decken und einen Schlafsack aus Krepppapier der aussah wie eine Zementtüte. Wir weigerten uns in diese „Tüten“ zu kriechen und schliefen in der ersten Nacht nur mit den Decken, und haben fürchterlich gefroren. In der 2. Nacht haben wir diese Tüten dann doch benutzt und wohligh und war geschlafen. Papier wärmt eben doch, die Armee wird das ausprobieren haben.

Da wir direkt am Wasser lagen, fand unsere morgendliche Wäsche in der Havel statt, im Hintergrund landeten die Britischen Sunderland-Flugboote der Luftbrücke. Die Verpflegung war für Nachkriegsverhältnisse hervorragend. Mittags gab es zwar meistens Eintopfgerichte, aber immer mit viel Fleisch. Morgens und abends konnten wir uns ein Stapel Stullen im

Verpflegungszelt abholen. Als Getränk war Coca-Cola angesagt, mit der uns die Amis reichlich versorgten. Die Tage verbrachten wir mit Sport und Spiel, abends wurden im Gemeinschaftszelt Filme, meistens Zeichentrickfilme, gezeigt. Hier machte ich meine erste Bekanntschaft mit Mickey-Mouse und dem Spinat essenden Seemann. Wir alle haben diesen Aufenthalt genossen, war er doch ein Lichtblick in dieser immer noch von Mängeln beherrschten Zeit.

Das Jahr 48 ging ohne weitere Höhepunkte dahin, die Luftbrücke ging weiter und wir staunten, was man alles in einem Flugzeug transportieren kann. So wurde z.B. der komplette Turbinensatz für das neue Kraftwerk-West (später Kraftwerk-Reuter) in Einzelteilen eingeflogen, um hier montiert zu werden. Dieses Kraftwerk musste unbedingt errichtet werden um in Westberlin eine eigne Stromversorgung aufzubauen.

Das anstehende Weihnachtsfest brachte für mich eine zusätzliche Einnahmequelle. Da es so gut wie keine Weihnachtsbäume gab, musste der am Ende der Scharfen-Lanke liegende Wald, der damals noch eingezäunt und bewacht war, als Lieferant herhalten. Im Bekanntenkreis, zu dem auch Kollegen meines Vaters gehörten, machte ich etwas Propaganda und nahm Bestellungen entgegen.

Da ich pro Abend immer nur eine Tanne besorgen konnte zog sich die Aktion etwas hin. Wenn ein Abnehmer da war, zog ich abends, bewaffnet mit einer Säge, los. Da wir immer wussten wie man durch diesen Zaun kommen konnte, war das Reinkommen kein Problem. Die Tanne, die ich mir am Tage schon ausgesucht hatte wurde angepeilt, der Rest der Arbeit wurde möglichst lautlos erledigt und dann schnell wieder weg. Am nächsten Tage dann erfolgte die Auslieferung. Ich glaube 10 Weihnachtsbäume habe ich so an den Mann gebracht und pro Baum 4 Deutsche Mark kassiert.

Wie gesagt, konnte man sich während der Blockade noch nicht allzu viel dafür kaufen, aber irgendwelche Quellen für Süßigkeiten und benötigte Fahrradteile gab es immer.

Heute hört sich dies alles etwas kriminell an, aber in dieser schweren Zeit musste jeder sehen wo er bleibt, keiner hat sich etwas dabei gedacht und der Wald hat alles gut überstanden. Da wir gerade von Geld sprachen, das Hartgeld war äußerst knapp.

Es gab daher Geldscheine für 2 DM, 1 DM, 50 Pfg. und 10 Pfg. Es kam das Jahr 1949 und viele Ereignisse standen an. Am wichtigsten für Berlin war das Ende der Blockade. Am 12. Mai rollten die ersten LKWs und Busse wieder über die Autobahn nach Berlin, sie wurden von den Berlinern mit Jubel und Blumen empfangen. Zur Sicherheit wurde die Luftbrücke aber noch einige Zeit aufrechterhalten. Die Zeiten wurden jedenfalls besser, nach und nach wurden die Lebensmittelkarten abgeschafft und man konnte beinahe alles schon wieder kaufen, sofern man das nötige Geld hatte.

Das zweite wichtige Ereignis im Jahre 1949 war im Juli unsere Entlassung aus der Schule. Wir waren nach Einführung des 9. Schuljahres für Volksschulen in Berlin, der erste Jahrgang der die 9. Klasse absolvierte, also aus der neunten Klasse entlassen wurde. Wenn jetzt hier einer abfällig denkt: „nur Volksschule besucht“, dann möchte ich mal hier eine Lanze für diese unsere alte Schule brechen.

Wir hatten sehr engagierte Lehrer, die uns eine Fülle von Wissen und Allgemeinwissen mitgegeben haben, von denen ein heutiger Hauptschüler (wenn man die Volksschule mit der Hauptschule vergleicht) nur träumen kann. Bedenken muss man noch, dass die Umstände unter denen im Kriege und nach dem Kriege der Unterricht stattfand, doch teilweise sehr primitiv und mit Mängeln behaftet war.

Da einem mit zunehmendem Alter die frühen Ereignisse immer klarer ins Gedächtnis kommen, war es für mich ein Bedürfnis dies alles einmal zu Papier zu bringen. Wenn auch von meiner damaligen Clique leider schon viele nicht mehr leben möchte ich ihnen doch zurufen:

Es war eine harte, entbehrungsreiche aber für uns Jungs auch eine abenteuerliche Zeit.

Jörg Sonnabend -2011-